

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Heidelberger Tageblatt. 1884-1954 1954

(3.12.1954) Die Leinwand

DIE LEINWAND

Eine Beilage für alle Freunde des Films



Martin Benrath - sein eigener Manager

„Publicity“ muß auf der Leinwand einsetzen, meint der junge Berliner

Als der Krieg zu Ende war — hatte Martin Benrath gerade sein Abitur gemacht und suchte nach einem Beruf. Der Vater war vier Jahre vorher gestorben und hätte ihm als vorsichtiger Kaufmann sicher geraten: „Jetzt lerne erst einmal etwas Handwerkliches“ — aber Martin neigte zu den musischen Dingen, die man nicht mit Feder und Stift ausdrücken konnte, und da er von ihnen außer der Hausmusik dabei, während des Krieges, nicht allzusehr verwöhnt worden war, ging er jetzt viel ins Theater. Er fand, daß dort die richtige Werkstatt für ihn war!

Er sah Paul Wegener in Lessings „Nathan der Weise“ und wünschte sich glühend, diese profilierten Rollen auch so überzeugend spielen zu können, aber die ersten waghalsigen Schritte zu diesem weitgesteckten Ziel mäßigten zunächst: er fiel zweimal durch die Schauspielprüfung...

Hartnäckig lernte er weiter und wurde dann auch ins Theater am Schiffbauerdamm engagiert, um von der Vogelscheuche im Märchenstück bis zum „Florian Geyer“ alles zu spielen, was von ihm verlangt wurde. Damit war ihm bereits der Wunsch erfüllt worden, nicht „typisiert“, sondern immer wieder vor neue Aufgaben gestellt zu werden. Aber eines Tages wechselte er vom Ostsektor in das westliche Berlin hinüber — und blieb ein ganzes Jahr arbeitslos... „Jetzt hast du dich genug beim Theater amüsiert — mach endlich etwas Vernünftiges“ — drängte die Familie zu Hause. Da traf er zu rechter Zeit mit Kurt Meisel zusammen, der gerade im Theaterklub des British Center „Die Räuber“ inszenierte. Martin Benrath erhielt die Rolle des Karl Moor und dann die des Petruccio in „Der Widerspenstigen Zähmung“. Von hier holte ihn Gustav Gründgens ans Düssel-dorfer Schauspielhaus zu Coccaus „Bacchus“ mit einem Zweijahresvertrag, der vor kurzem auf zwei weitere Jahre verlängert wurde.

Jetzt, auf der „Hohen Schule der Schauspielkunst“, lernte Martin Benrath den gro-

ßen Stil kennen, aus dem sich später alle Anforderungen an den Schauspieler von selbst entwickelten.

„Vielleicht war in der letzten Spielzeit einer meiner größten Erfolge die Darstellung jenes Mörders in Hauptmanns „Ratten“, der instinktiv feig handelt und nach seiner Tat — weint. Das herauszuheben und dem menschlichen Verständnis nahezubringen ist eine dankbare Aufgabe für den Schauspieler, dessen Empfinden erlernen muß, wenn er nur schöne Ausstrahlungen widerspiegeln kann. — Ich möchte die vollendete Handschrift am Düssel-dorfer Schauspielhaus erst ganz studieren, bevor ich an andere Bühnen gehe und mehr als einen Film im Jahre drehe.“

Martin Benrath vergleicht den Ausdruck auf der Bühne mit der feinsinnigen Handarbeit, während beim Film so viele Zahnräder ineinandergreifen müssen, bis die Maschine läuft.

„Ich war von jeher ein begeisterter Schachspieler, deshalb macht mir die Konzentration vor den Scheinwerfern besondere Freude. Die Zeit zwischen den Einstellungen muß ausreichen, sich völlig über die Situation und das, was man will, immer wieder von neuem klar zu werden.“

Bei seinem ersten Film „Meines Vaters Pferde“ erweiterte sich diese Denkarbeit auch auf die sportliche Leistung, denn Martin Benrath tritt die schwierigsten Passagen beim Training in der Lüneburger Heide und auf der Rennbahn selbst, weil ihm zugute kam, daß er schon als 11-jähriger Junge Reitunterricht hatte und zwei Monate vor Beginn der Aufnahmen intensiv im Sattel gearbeitet hat. Allerdings war er dann nach Beendigung der Dreharbeiten so erschöpft, daß seine junge Frau vorschlug, die Hochzeitsreise in ein Sanatorium zu verlegen. Er hat vorigen Dezember eine Kollegin geheiratet und seine Liebe zu diesem Lebenskameraden und zu dem schönen, kleinen Heim in Düsseldorf ist typisch für das ernste Wesen dieses jungen Schauspielers.

Das Spiel mit den Lokomotiven

Was ist eigentlich „Blind- und Blockbucher“ der Filme? / Von Kurt-Joachim Fischer

In der Filmwirtschaft läuft die „Saison“ vom September bis zum darauffolgenden September: 52 Wochen, in denen ein Lichtspieltheater 52, höchstens 104 Filme spielen kann. Dazu kommen noch bestenfalls 30 Matiné-Filme, die Sonn- und Feiertags gezeigt werden, vielleicht auch schon am Abend vorher in einer Nachvorstellung. Jedes Theater kann also bestenfalls 130 Filme pro Spieljahr zeigen. Hierbei ist noch zu bedenken, daß nicht jeder Film nur drei Tage, sondern die meisten Filme nach den Verleihverträgen wenigstens sieben Tage laufen müssen. Dann gibt es noch eine Verlängerungsklausel: wenn ein Film während der Laufzeit in der ersten Woche eine vorher bestimmte hohe Besucherzahl erreicht, muß der Film in der darauffolgenden Woche weitergespielt werden, wenigstens aber bis zum Montag einschließlich.

Schon diese ersten Hinweise zeigen, wie groß die Abhängigkeit des Theaterbesizers ist. Der Verleiher verleiht die Filme, erhält hierfür im Durchschnitt 43% der Brutto-Einnahme an der Kasse; eine Mark also teilt sich auf 43 Pfennig für den Verleiher, 20 Pfennig (wenigstens) Vergütungssteuer und von dem Rest muß der Theaterbesitzer seine eigenen Steuern bezahlen, das Personal, die Amortisation und: er will schließlich auch leben. Es gibt in Westdeutschland über 5000 Lichtspieltheater gegen 3500 vor 1933 in ganz Deutschland, 650 Millionen Menschen gingen im vergangenen Jahr in diese Kinos und ließen 683 Millionen Mark in den Kassen. Hiervon bezahlen Theaterbesitzer, Verleiher und Produzenten über 250 Millionen Mark Steuern an Gemeinden, Länder und den Bund.

Hier zeigt sich, wie groß die Summen umlaufen, wenn die Kinokassen geöffnet werden, und es zeigt sich zugleich, wie groß der Konkurrenzkampf geworden ist. 70% aller Lichtspieltheater haben heute veraltete Vorführmaschinen und müßten umstellen: sie können es nicht, weil die Kosten für eine solche Umstellung an die 50- bis 60 000 DM ausmachen. Die sind aber heute nicht mehr zu verdienen. Denn der Konkurrenzkampf im Lichtspieltheatergeschäft ist unerhört hart geworden: es beginnt bei den Filmen.

513 Filme werden auf dem deutschen Lichtspielmarkt für die Saison 1934/35 angeboten, hiervon 129 deutsche Filme. Tatsächlich werden aber für eine ausreichende Versorgung der deutschen Lichtspieltheater lediglich 300 Filme gebraucht, hiervon 80 deutsche Filme — wir meinen hierbei immer den abendfüllenden Spielfilm. Die 513 und vor allem die 129 deutschen Filme müssen aber gespielt werden, weil sonst die Firmen, die sie hergestellt haben und verleihen lassen, ihr investiertes Geld nicht einspielen und somit in Gefahr geraten, in Konkurs zu gehen.

Ein Film kostet in Deutschland heute mit den Kopien und den Werbekosten wenigstens 1,2 Millionen Mark. Herstellung vier Millionen Menschen müssen diesen Film gesehen haben, damit den Film alle Kosten einspielt, und das bedeutet, daß der Film wenigstens in 2000 Theatern gespielt werden muß. Ist es ein Film, der in den Mittelstädten und auf dem Land seinen Erfolg findet, nicht in den großen Städten, erhöht sich diese Zahl um wenigstens 800 bis 1000 Termine.

Das Filmgeschäft ist also heute ein Kampf um die Termine. Der Verleiher spielt sein Geld ein, dem es gelingt, Filme auf den Markt zu bringen, die „Lokomotiven“ sind, wie sie in der Fachsprache genannt werden, „08/15“, „Sauerbruch“, „Rittmeister Wronski“.

„Die Wüste lebt“, „Feuerwerk“, „Die Caline war ihr Schicksal“, „Bildnis einer Unbekannten“, „Rampensicht“, „Eigenerbarren“, „Ein Herz und eine Krone“, — um nur einige Titel zu nennen, sind „Lokomotiven“, Filme also, die das Publikum in die Lichtspieltheater schleppen. Nun hat jeder Verleiher Lokomotiven, gute und mittlere, natürlich auch schlechte Filme anzubieten. So bildet er Staffeln von Filmen: an den Anfang stellt er eine Lokomotive, dann sind zwei gute Filme dabei, einige mittlere und drei schlechte Filme. Die Staffel pendelt zwischen sechs und zwölf Filmen. Es gab aber Zeiten, zu denen, vor allem die amerikanischen Verleihfirmen bis zu zwanzig Filme in eine Staffel nahmen. Würde also der Theaterbesitzer einen besonders guten Film haben, so mußte er, ob er wollte oder nicht, die ganze Staffel mieten. Er muß es auch heute noch. Aber die Verleihfirmen sind heute geschickter: sie tauschen Filme aus, lassen sich auf Einzelabschlüsse ein und bestehen nicht mehr bis zum Prozed auf die unerbittliche Einzahlung der Staffeln.

Das Staffel-Prinzip ist aber im normalen Filmgeschäft absolut üblich und verbindlich: darauf sind die Verträge aufgebaut. Der Abschluß von Staffeln wird die Block-Buchung genannt. Der Theaterbesitzer muß den Block abspielen: es sei denn, er hat triftige Gründe, die er beweisen muß. Bei den Gerichten der großen Verleih-Plätze gibt es ganze Kammern, die sich nur mit Prozessen befassen, die aus der Nicht-Einzahlung dieser Staffel-Verpflichtungen stammen und die schon Jahre zurückliegen. Denn es gibt Theaterbesitzer, die um die Lokomotiven zu bekommen, Staffeln abschließen, die sie niemals abspielen können.

Nicht zuletzt auch, um die Filme für die Konkurrenz zu sperren. Mit dem Erfolg, daß in manchen Städten die Bevölkerung die wirklich guten Filme niemals oder erst Jahre später in den kleinen Nachspieltheatern zu sehen bekommt, weil sich die großen Theater mit sinnlosen Staffeln und Blockbuchungen die Termine verperren oder weil sie am gleichen Platz mehrere Theater besitzen, die sich selbst Konkurrenz machen.

Offiziell heißt es, daß Block-Buchungen nicht statthaft sind. Aber sie sind nicht zu umgehen. Der Einzelabschluß eines Films ist nicht zu machen: wohl bei diesem oder jenem Film, den ein Filmkunsttheater spielen kann, nicht aber im Vermieten der gängigen Film-Ware.

Neben der Block-Buchung gibt es die Blind-Buchung: das ist der Abschluß von Filmen durch den Theaterbesitzer im Rahmen einer Staffel, die der Theaterbesitzer gar nicht kennt. Entweder weil sie noch gar nicht gedreht oder, wenn es sich um importierte Filme handelt, weil sie noch gar nicht synchronisiert sind.

Es ist immer leicht, den Theaterbesitzer für die Filme verantwortlich zu machen, die er zeigt: er kennt sie meistens nicht, wenn er sie abschließt, und er hofft doch bei jedem Film, den er zeigt, daß es sich um eine „Lokomotive“ handelt. Lokomotiven sind jedoch stets nur ein zehn bis zwanzig Prozentanteil der Gesamtproduktion, und manchmal liegen die Lokomotiven noch rarer im Feld. Die Block- und Blindbuchung ist ein Spiel mit Lokomotiven — kein Wunder, daß es so schwer ist, bei einer solchen kopplierten Jonglierkunst „im Geschäft“ zu bleiben.

Cornell Borchers

Die blonde Memelländerin einmal anders...

In dem neuen Film „Maxie“ begegnet uns Cornell Borchers als junge Frau Nora in einer Rolle, die ihr Gelegenheit bietet, viele Varianten des rein Fräulichen auszuspielen.

Wer sie nur aus ihren bisherigen deutschen Filmen kennt, erwartet auch privat, einer beinahe zu klugen, selbstsicheren Frau zu begegnen, einer Frau, die es über das relativ kühle Herz bringen würde, den von ihrer Erziehung faszinierten Anbieter mit der kalten Waffe ihres Intellekts kurz abzufertigen. Cornell Borchers ist jedoch in Wirklichkeit eine jener leider nur selten anzutreffenden Schauspielerinnen, deren Ausdruckvermögen von geradem verblüffender Vielfalt ist.

Den Journalisten zum Beispiel, der sie in den Wiener Abelliers besuchte, als der neue Ring-Film „Maxie“ unter der Regie von Eduard von Borsody entstand, überraschte sie mit einem Lachen, das so heiter, warm und gelöst klang, daß es unmittelbar ansteckend wirkte. „Sie Aermaier“, meinte sie mit komischem Bedauern. „Sie können sicher geradezu von unserer kleinen Titelheldin“, und deutete auf ein Pappchild mit der Aufschrift: „Vorsicht! Beißt!“, das am Rodenbaum des Ahnunglosen befestigt war. Der Verdacht bestiegte sich übrigens, denn niemand anders als die zehnjährige Sabine Eggerth hatte dem Zeitungsmann diesen Streich gespielt. „Was meinen Sie“, fuhr Cornell Borchers noch immer lachend fort. „Wie uns Maxie in Atem hält. Und ausgerechnet sie muß diesen Wildfang bändigen. Laut Drehbuch zumindest. Aber oft genug merkt sie gar nicht, wenn eine Einstellung beendet ist, und spielt einfach weiter. Sie ist so unbeschwert, daß sie zwischen Filmarbeit und wirklichem Kinderspiel keinen Unterschied macht. Mir selbst und ganz besonders auch meinem Partner Willy Fritsch bereitet das viel Spaß. Kein Wunder also, daß hier eine Spielatmosphäre entstanden ist, die dem Film sicher zugute kommen wird.“

Die Rolle der jungen Frau Nora fand Cornell Borchers deshalb so reizvoll, weil sie ihr Gelegenheit bot, sich einmal von einer ganz anderen Seite zu zeigen. Diese Nora ist eine Frau, die sich von ihrem Mann, der seine Liebe dem wiedergetändelten Kind aus erster Ehe zuwendet, vernachlässigt fühlt, auf eine Entscheidung drängt und schließlich erkennen muß, daß sie selbst das Kind liebt, als sei es ihr eigenes. „Gewiß, die problematische Figur in dem vorwiegend heiteren Geschehen“, sagte die begabte Darstellerin, „ist eine lobnende Rolle, in der ich viele Varianten des rein Fräulichen ausspielen kann.“

Cornell Borchers lief tatsächlich Gefahr, im deutschen Film auf den Typ der modernen berufstätigen Akademikerin, die ein bißchen zu genau weiß, was sie will, festgelegt zu werden. Das begann in ihrem Filmdebüt in Arthur Maria Rabenalt „Martina“ und setzte sich fort bis zu „Schule für Eheglück“ unter der Regie von Dr. Toni Schellkopf. Man hatte sich schon daran gewöhnt, sie ausnahmslos supergedrehte Dialoge sprechen zu hören und sie im weißen Aerztemittel hantieren zu sehen. — Sie stand ja auch wirklich einmal im Begriff, Medizinerin zu werden. Nach den ersten Semestern jedoch passierte ihr das Milieuschick, daß sie in der Anatomie von ihrer sonst so viel getriebenen Courage im Stich gelassen wurde. Sie stellte um und wurde Schauspielerin, was schon ein Beweis dafür



Cornell Borchers bereichert die Reihe ihrer Interessanten, aber meist kühlen Frauengestalten durch die Rolle der Nora in dem Film „Maxie“ mit einer herzwarmer, mütterlichen Frau. Ihr Filmdebütchen Maxie, die kleine Berlinerin Sabine Eggerth, ist mit dieser „Stiefmutter“ durchaus einverstanden. Foto: Ringfilm/Union

MODE-TEILIGKEIT

Mode bringt zweiteilige Kleider für das Büro + bevorzugt aus Stoffen, die praktisch und schön zugleich sind, wie Seidentweed, Sellwollflanell, Kunstseidenbouclé und Seidentuch +

sein könnte, daß sie gar nicht so übertrieben konsequent ist, wie es den Anschein hat.

In ihrem letzten Film „Gefolte Herzen“, der in London unter der Regie von Oscar-Preiseträger Charles Crichton gedreht wurde, stellte sie schon unter Beweis, daß sie mehr ist als nur ein Typ. Einen Siebenjahresvertrag, der ihr in England angeboten wurde, schlug sie aus und floh von den Britischen Inseln nach Wien. Nach „Maxie“ stand sie bereits als Gegenspielerin von Michèle Morgan in der deutsch-französischen Gemeinschaftsproduktion „Der Kommandant“ (nach dem bekannten Krittler-Roman) wieder vor der Kamera.

Eine Frau also, die sich trotz ihrer Jugend schon ihren Platz erobert und jedem etwas zu sagen hat.

Kulturiosa

Der marokkanische Schriftsteller Driss Chraïbi schickte François Mauriac, dem Nobelpreiseträger, ein Exemplar seines neuesten Buches mit folgender Widmung:

„Auch wir haben die Bibel übersetzt und festgestellt, daß die ersten Menschen, die Gott schuf, Schwarze waren. Eines Tages tötete der Neger Kain den Neger Abel. Gott erschien Kain und fragte ihn drohend: Was hast du mit deinem Bruder gemacht? Kain aber bekam einen derartigen Schreck, daß

er erblühte und weiß wurde. Seitdem sind alle Nachkommen Kains Weiß.“

Nancy Mitford, die ein Buch „Madame de Pompadour“ geschrieben hat, wurde von ihrem Londoner Verleger angerufen: In Irland sei ihr Werk verboten worden. Daraufhin fragte die Schriftstellerin bei der betreffenden Zensurbehörde an, was man an dem Buch beanstandete. Antwort: „Den Titel“.

4 Teller = 65 PFENNIG

MAGGI kocht mit den gleichen natürlichen Zutaten genau so groß, wie es die Hausfrau im kleinen selbst machen würde.

Ein guter Griff.....

Kaum auf dem Markt - und schon ist die Eiermuschelsuppe die Lieblingssuppe unzähliger Familien. Nur 65 Pfennige kosten vier Teller klare Suppe aus reinem Fischextrakt, feinen Gemüsen und mit besonders reichlicher und guter Einlage. „Da ist was drin!“ sagen die Hausfrauen „und zwar an Menge und Güte gleichermaßen.“

Die Silberpackung für 2 x 2 Teller Suppe ist durch das Aufreißbändchen jetzt noch praktischer.

